

Redemanuskript Annik Aicher zu Jeremias Gotthelf, Die Schwarze Spinne, Oberwelt, 27. Juni 2015

„Dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiß wohl, wie man anfängt, aber nie, wie man aufhört.“ Wer heutige Großbaustellen beobachtet, weiß, wie aktuell Jeremias Gotthelfs Satz aus der „Schwarzen Spinne“ ist. Ein paar Beispiele: Elbphilharmonie in Hamburg: Kostenexplosion von 77 Millionen auf 865 Millionen Euro, Berliner Flughafen: Veranschlagt mit rund 2 Milliarden, steil nach oben gestiegen auf 5,4 Milliarden, Ende offen. Stuttgart 21: Schöngerechnet mit 2,5 Milliarden Euro, dann offiziell auf 6,8 erhöht und mit geschätzten 14,5 Milliarden Euro kein Ende in Sicht. Das Bauen ist eine wüste Sache. Nicht nur kostenmäßig. Auch die Optik ist oft grauslig. Die Verödung der Baukultur breitet sich spinnennetzartig aus. In Stuttgart wuchern und platzen Krabbeltiere aus Stahl und grauem Beton aus dem Kessel. Grau als Modefarbe. Grau als Lebensgefühl farbsaugender Vampire. Sexy Baggerbiss. Augen zu und shoppen.

Mit tiefer gelegten Bahnhöfen und Investorenarchitektur musste sich Jeremias Gotthelf noch nicht herumärgern. Erst zwei Jahre nach Erscheinen seiner Novelle „Die Schwarze Spinne“, also 1844, tuckerte die erste Eisenbahn durch die Schweiz. Riesige Einkaufszentren gab es nicht im beschaulichen Lützelflüh mit damals rund 3400 Einwohnern. Gotthelf lebte dort als Pfarrer, mit seiner Frau und den drei Kindern. Gotthelf hieß ursprünglich Albert Bitzios und fing erst mit 40 Jahren zu schreiben an. Denn er dachte, er könne so mehr Menschen erreichen, als wenn er nur von der Kanzel aus predigte. Was sicher stimmte. In einem Zeitungsinterview sagt die Germanistin und Gotthelfexpertin Barbara Mahlmann-Bauer: „Es ist überliefert, dass seine Gottesdienste leer gewesen sein sollen.“ Auf die Frage: „Lag das an Gotthelf?“ erwidert sie: „Nein, es ist ein Symptom für die nachlassende Autorität der Kirche.“

Laut dem Schweizer Journalisten und Autor Peter von Matt hatte der Pfarrer als Schriftsteller mehr Erfolg. Vor allem in Deutschland. Um 1850 gehörte er in Berlin zu den meistgelesenen Autoren. Doch nicht als Albert Bitzios eroberte er Leserinnen und Leser, sondern als Jeremias Gotthelf. Seinen Künstlernamen hatte er sich von der Hauptfigur seines ersten Romans, dem „Bauernspiegel“, geliehen. Ein sprechender Name, da sich Bitzios als Autor prophetischer Warnliteratur sieht. Jeremias spielt auf den Propheten Jeremia an, Gotthelf auf die Gottesfürchtigkeit des Schriftstellers.

Zugegeben, sympathisch war mir der Autor nicht gerade, nachdem ich „Die Schwarze Spinne“ zum ersten Mal gelesen hatte. Fremdenfeindlich, frauenfeindlich, mit pädagogisch-christlichem Zeigefinger. Schwierig. Wie

Eva in der Bibel, die Adam zum Biss in die verbotenen Paradiesfrucht verleitet, hat in Gotthelfs Novelle im Grunde eine Frau das Böse zu verantworten. Gotthelf beschreibt Christine, die Sünderin, so:

Das war ein grausam handlich Weib, (sehr resolut und aktiv), eine Lindauerin soll es gewesen sein (also eine Nicht-Schweizerin vom Bodensee), und hier auf dem Hofe hat es gewohnt. Es hatte wilde schwarze Augen und fürchtete sich nicht viel vor Gott und Menschen.

Eine selbstbewusste Frau, und Ausländerin noch dazu, ist in Gotthelfs Welt jemand, der ohne weiteres zum gruseligen, tötenden Monster werden kann, zur schwarzen Spinne, die Mensch und Vieh vernichtet. Ausgelöst durch einen Pakt mit dem Teufel, verliert Christine ihre menschliche Gestalt in einer schauerlichen Metamorphose. Sie soll dem Teufel für seine Hilfe, auf die ich nachher noch eingehen werden, ein ungetauftes Kind bringen. Zuerst kriechen ihr nur Spinnen aus der Wange. Das ist die Stelle auf die sie der Teufel küsste, um den Pakt zu besiegeln. Dann wird sie selbst zum giftigen Krabbeltier. Und zwar im Kampf mit einem tapferen Pfarrer, der das Kind retten möchte und es sogar schafft, den Teufel mit Weihwasser in die Flucht zu schlagen. Doch Christine trotzt dem Geistlichen. Gotthelf schreibt:

Vom geweihten Wasser berührt, schrumpft mit entsetzlichem Zischen Christine zusammen wie Wolle im Feuer, wie Kalch (Kalk) im Wasser, schrumpft zischend, flammensprühend zusammen bis auf die schwarze, hochaufgeschwollene, grauenvolle Spinne in ihrem Gesichte, schrumpft mit dieser zusammen, zischt in diese hinein, und diese sitzt nun giftstrotzend, trotzig mitten auf dem Kinde, und sprüht aus ihren Augen zornige Blitze dem Priester entgegen.

Gotthelf zieht hier alle Register der Horrorliteratur. Die titelgebende Schwarze Spinne ist eine der wichtigsten Zutaten dabei. „Monsters are a mark of horror“, „Monster sind ein Horror-Merkmal“ hat der amerikanische Philosoph Noël Edward Carroll 1990 geschrieben. Christine gleich Spinne gleich Horror.

Doch warum hat sich Christine in diese missliche Lage manövriert? Weil die ausbeuterischen Ritter, die Feudalherren des Ortes, Unmenschliches fordern. Die Ritter, übrigens auch keine Einheimischen, sie kommen aus dem Schwabenlande!, wollen, dass die Bauern ihnen 100 ausgewachsene Buchen auf den mörderischen steilen und hohen Schlossberg transportieren. Just for fun, würde man heute sagen. Weil die Ritter einen schattigen Buchenhain möchten. Schon das Schloss zu errichten war für die

Untergebenen eine Schinderei. „Dann ist das Bauen eine wüste Sache, man weiß wohl wie man anfängt, aber nie wie man aufhört, und manchmal ist einem noch dies im Wege oder das, an jedem Orte etwas anderes.“ Diesen Satz schreibt Gotthelf in einem späteren Kapitel, doch er passt auch auf die selbstherrlichen, tyrannischen Ritter. Gotthelf schreibt:

Warum aber der Ritter dort auf dem wilden, wüsten Hubel in der Einöde ein Schloss haben wollte, wissen wir nicht, genug, er wollte es, und die Bauern, welche zum Schlosse gehörten, mussten es bauen. Der Ritter fragte nach keinem von der Jahreszeit gebotenen Werk, nicht nach dem Heuet, nicht nach der Ernte, nicht nach dem Sät.“

Ausgewachsene, jahrhunderte alte Buchen versetzen. Da klingeln nicht nur bei Parkschützern die Alarmglocken. Um eben dieses Unsinnige zu schaffen, geht Christine einen Pakt mit dem Teufel ein. Sie denkt, sie könne den Bocksfüßigen überlisten. Aber der ist auch nicht blöd und schickt seine ekligen Spinnen los.

Jeremias Gotthelf als konservativen, etwas behäbigen Pfarrer abzustempeln, der mit Horrorgeschichten seine Schäfchen auf den Pfad der Tugend zurückführen möchte, wäre zu einfach. Als 33-Jähriger, also 1830, war der junge Vikar fast so etwas wie ein Revoluzzer. In seinem Zimmer in Bern trafen sich liberal und demokratisch Engagierte, die soziale Missstände beheben wollten und sich gegen das herrschende Patriziertum stellten. In einem Brief an einen Freund schreibt er damals, er sei „*durch die grossen Zeitereignisse von der Theologie weg zur Politik gerissen*“ worden.

In seinem ersten Roman „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf, von ihm selbst beschrieben“, zeigt sich der frischgebackene Autor gesellschaftskritisch. Er greift aktuelle, düstere Themen auf, wie etwa unbarmherzige Politiker oder das Leiden von Verdingkindern, die unter schlimmen Bedingungen bei fremden Familien schufteten mussten. Gotthelf schreibt im „Bauernspiegel“:

„In einer Ecke sass ein Weib, zwei schöne Mädchen neben sich; alle drei weinten bitterlich und hielten einander immer wieder um den Hals. Es war eine Witwe, welche vor die Gemeinde musste, um entscheiden zu lassen, ob man ihr lieber die Kinder verdingen oder den Hauszins geben wolle. Sie war verleumdet worden von einer guten Freundin, welche ein Klappermaul und Zutritt in viele Häuser hatte, eben ihres Maules wegen. Eine Frau Gemeindrätin hatte diese böse Nachrede aufgefasst, sie ihrem Mann hinterbracht, dieser das arme Weib gar übel angefahren und ihr alle Hoffnung abgesprochen, die Kinder behalten zu dürfen. Zum Glück war er

diesmal nicht allein Meister; die so deutlich an den Tag tretende Mutterliebe trug den Sieg davon, und die zwei schönen Mädchen blieben am Herzen der Mutter.

Dann beschreibt Gotthelf, wie Verdingkinder öffentlich versteigert wurden:

Es war fast wie an einem Markttag. Man ging herum, betrachtete die Kinder von oben bis unten, die weinend oder verblüfft dastanden, betrachtete ihre Bündelchen und öffnete sie wohl auch und betastete die Kleidchen Stück für Stück; fragte nach, pries an, gerade wie an einem Markt.

Auch in der fünf Jahre später veröffentlichten „Schwarzen Spinne“ findet sich Zeitkritisches. Dort ist es eine grausame Elite, die Untergebene ausbeutet. Doch anders als im „Bauernspiegel“ packt Jeremias Gotthelf seine Kritik in ein mittelalterliches Gewand. Die Novelle ist zum ersten Mal in einem Sammelband erschienen, in der sich Gotthelf von verschiedenen Schweizer Sagen inspirieren ließ.

Das Böse dräut in der „Schwarzen Spinne“ im fernen 13. und 15. Jahrhundert. Die Rahmenhandlung der Geschichte spielt dagegen in einer bäuerlich-intakten Welt des 19. Jahrhunderts. In einer Idylle voller gottesfürchtiger Schweizerinnen und Schweizer, die eine Kindstaufe feiern. Das sind die Guten, die auf dem richtigen Pfad sind. Gotthelf schreibt in der „Schwarzen Spinne“:

Es war der Tag, an welchem die ganze Pflanzenwelt dem Himmel entgegenwächst und blüht voller Üppigkeit, dem Menschen ein alle Jahr neu werdendes Sinnbild seiner eigenen Bestimmung. Wunderbar klang es über die Hügel her, man wusste nicht, woher das Klingen kam, es tönte wie von allen Seiten; es kam von den Kirchen her draußen in den weiten Tälern; von dort kündeten die Glocken, dass die Tempel Gottes sich öffnen allen, deren Herzen offen seien der Stimme ihres Gottes.

Da ist der Prediger ziemlich mit Gotthelf durchgegangen. Fast zeitgleich schlägt der ebenfalls 1797 geborene Heinrich Heine ganz andere Töne an. In seinem Versepos „Deutschland, ein Wintermärchen“ setzt er sich frech und bissig mit der aktuellen Lebenssituation in Deutschland auseinander. Über Aachen schreibt er zum Beispiel:

*Ich bin in diesem langweil'gen Nest
Ein Stündchen herumgeschlendert.
Sah wieder preußisches Militär,
Hat sich nicht sehr verändert.*

*Es sind die grauen Mäntel noch,
Mit dem hohen, roten Kragen –
(Das Rot bedeutet Franzosenblut,
Sang Körner in früheren Tagen.)*

*Noch immer das hölzern pedantische Volk,
Noch immer ein rechter Winkel
In jeder Bewegung, und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.*

*Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengerade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.*

Er macht sich unter anderem über die Pickelhaube lustig, die ihn an mittelalterliche Ritterhelme erinnert:

*Das mahnt an das Mittelalter so schön,
An Edelknechte und Knappen,
Die in dem Herzen getragen die Treu
Und auf dem Hintern ein Wappen.*

Und dann setzt er noch eins drauf:

*Nur fürcht ich, wenn ein Gewitter entsteht,
Zieht leicht so eine Spitze
Herab auf euer romantisches Haupt
Des Himmels modernste Blitze!*

Heinrich Heine seziert den alltäglichen Wahnsinn mit spitzer Feder. Jeremias Gotthelf versucht, ihn in der „Schwarzen Spinne“ mit Horror abzuwehren. Das Ausbreiten von schwarzen Spinnen, in welcher Gestalt auch immer, konnten sie beide nicht verhindern. Aber sie haben manches sichtbar gemacht.